

Wie Kinder ihre Wirklichkeit wahrnehmen

Kinder als Konstrukteure der Wirklichkeit

Zu den Grundeinsichten der gegenwärtigen Kindheitsforschung gehört, dass Kinder aktiv lernende, produktive Persönlichkeiten sind, die nicht einfach von ihrer Umwelt geprägt werden, sondern sich ihre Welt selber aneignen, oder anders gesagt: "eigenaktiv konstruieren". Kinder übernehmen nicht einfach das Wirklichkeitsbild ihrer Bezugspersonen, sie erfinden ihre Wirklichkeit je neu.

Dabei sind sie jedoch auf anregende Lernumwelten angewiesen, sie brauchen dazu Zuwendung und Begleitung, Rat und Regeln. Aber ganz entscheidend ist, dass Kinder Raum und Gelegenheit haben, selber etwas zu erkunden, damit spielerisch umzugehen und fantasie reich eigene Entwürfe zu entwickeln.

Das Besondere dieser Sichtweise besteht in der Annahme, dass Kinder gerade so ihre eigene Entwicklung betreiben. Bei Erziehung geht es deshalb nicht um Vermittlung, sondern eher darum, Kindern etwas anzubieten und sie zur Auseinandersetzung damit zu motivieren. Kinder sind ja keine leere Flaschen, in die man Deutungen abfüllen könnte. Kinder sind vielmehr kreative Architekten, die sich ihre Wirklichkeitssicht selbstständig erarbeiten.

Moritz (5 Jahre)

Ein Beleg für die eigenaktive Konstruktion der Wirklichkeit ist der Bericht über ein Gespräch des fünfjährigen Moritz mit seiner Mutter.

Moritz steht fasziniert im Garten der Eltern und betrachtet die Bäume und Sträucher, die jetzt im Frühling ihre ersten Blätter austreiben. Alles um ihn herum beginnt grün zu werden und er kann einfach nicht die für ihn schwierige Frage beantworten, wieso plötzlich alle Pflanzen in seinem Garten, im Kindergarten und an den Straßen, im Wald und im Stadtpark "wissen", dass es Frühling ist und sie daher grün werden müssen.

"Mama", fragt Moritz also, als er ins Haus gelaufen ist und endlich seine Mutter im Wintergarten gefunden hat, "woher wissen eigentlich alle Bäume und Sträucher, dass es jetzt für sie die richtige Zeit ist grün zu werden?"

Die Mutter schaut aus ihren Unterlagen hoch, in denen sie gerade gearbeitet hat, und meint: "Das ist eine gute Frage. Die Bäume haben eine Art innere Uhr in sich, und wenn es soweit ist, dann gibt es im Baum eine Art Signal und damit treibt er seine Blätter aus." Moritz schüttelt ungläubig den Kopf. "Also Mama, das kann nicht sein. Ich habe noch nie einen Baum ticken gehört. Eine Uhr ist da bestimmt nicht drin. Sag mal ganz ehrlich, woher die Bäume und Sträucher das nun wirklich wissen." Gespannt schaut er seine Mutter an. "Das ist nun mal die Natur. Ich hab' ja auch nicht gesagt, dass in den Pflanzen eine richtige Uhr ist, sondern so eine Art Uhr. Das ist ein Unterschied. Damit meine ich, dass es Gesetze in der Pflanzen- und Tierwelt gibt, und die sind dafür verantwortlich, dass alles klappt. Wenn die Sonne wärmer wird, die Erde eine bestimmte Temperatur erreicht und die Wurzeln dann wieder Wasser aus dem Boden holen können, dann beginnt es in den Bäumen wieder zu leben." Stumm und äußerst konzentriert macht sich Moritz seine Gedanken. "Dann kommt Opa vielleicht auch wieder zurück", gibt er als kurze Antwort, denn für ihn war es vor einem Jahr ganz schlimm, als sein Großvater starb. "Nein, Moritz, das geht nicht", sagt seine Mutter leise. "Warum denn nicht? Du hast gerade gesagt, dass Bäume im Frühling wieder anfangen zu leben. Also müssen sie vorher tot sein. Und Opa ist auch tot. Vielleicht merkt er jetzt im Frühling, wenn die Erde wärmer wird, dass er auch wieder leben kann." Die Mutter zeigt ihm daraufhin den Unterschied auf. "So ganz tot sind die Bäume im Winter auch nicht. Aber Opa ist richtig tot." Moritz lässt nicht locker: "Im Kindergarten haben wir aber gehört, dass Gott die Natur wachsen lässt. Da haben wir nichts von einer Uhr erzählt bekommen." Die Mutter sieht sich nun in einem Widerspruch zwischen ihren Aussagen und denen des Kindergartens und stellt daher die Gegenfrage, ob er sich nicht vorstellen könne, wie das Ganze funktioniere. Moritz philosophiert: "Ich stelle mir das Ganze so vor, dass Gott im Frühling auf die Erde kommt und alle Pflanzen berührt. Und die Berührung lässt dann die Pflanzen grün werden. Er muss nur aufpassen, dass er nichts übersieht."*

Bedeutsam an dieser Geschichte ist einmal das Scheitern aller Erklärungsversuche der Mutter von Moritz. Ihre rationalen, abstrakten, mit Metaphern versetzten und Sinnfragen ausklammernden Erklärungen sind zwar hilfreich für ihr Kind, aber nicht befriedigend. Sie sind hilfreich, indem sie Moritz anhalten nachzudenken und weiterzufragen. Sie sind aber unbefriedigend, zum einen weil sie die Eigenaktivität ersetzen wollen, zum andern aber weil sie die spezifische Art und Weise der Konstruktion

von Wirklichkeit durch Kinder dieses Alters nicht berücksichtigen. Offensichtlich denkt Moritz "konkret- anschaulich". Ausgangspunkt und Prüfinstanz seiner Überlegungen ist stets das, was er vor Augen hat. Hinzu kommt seine Fantasie. Die Pflanzen sind für ihn Lebewesen so ähnlich wie Menschen. Die ganze Welt ist unmittelbar von einem Gott gemacht, der nur als Mensch gedacht werden kann. Übertragen gemeinte Aussagen ("eine Art innere Uhr"; "beginnt es wieder ... zu leben") werden wortwörtlich verstanden (der Baum tickt nicht; vorher tot) und durchaus logisch verknüpft (Opa kann auch wieder leben). Im Rahmen dieser Strukturen entwickelt Moritz eine ganz individuelle, kreative Erklärung eines "natürlichen" Vorgangs, die seine Neugierde befriedigt, existenzielle Bedürfnisse bearbeitet und - wie das weiterführende Gespräch zeigt zu neuen Fragen Anlass gibt.

Stufen des Glaubens

Der amerikanische Psychologe und Theologe James Fowler hat in der Tradition der kognitivstrukturellen Entwicklungspsychologie (Piaget, Kohlberg, Oser) versucht herauszufinden, welche Muster es in der Art und Weise gibt, wie Menschen sich selbst, andere und die Welt im Blick auf eine letzte Instanz deuten und wie diese Muster lebensgeschichtlich aufeinander folgen. Fowler suchte nach allgemeinen Strukturen in der persönlichen Konstruktion von Wirklichkeit und nach deren Entwicklungslogik in der Lebensgeschichte von Menschen. Trotz aller individuellen Verschiedenheiten vermutete er bei Heranwachsenden gewisse gleich bleibende Muster, die in der Entwicklung aufeinander folgen. Aufgrund von mehr als 300 methodisch ausgewerteten Interviews fand er sechs "Stufen des Glaubens", wobei "Glaube" mit "Lebensdeutung" oder "Sinnkonstruktion" (meaning-making) zu übersetzen ist. Für die Schulzeit sind vor allem die ersten drei Stufen interessant. Sie sagen aus, wie Heranwachsende ihre Deutung der Wirklichkeit sich selbst "zusammenbasteln". Fowler nennt sie *Intuitiv-projektiver Glaube* (Stufe 1), *Mythisch-wärtlicher Glaube* (Stufe 11) und *Synthetisch-konventioneller Glaube* (Stufe 11).

Der kleine Moritz dürfte dem "intuitiv-projektiven Glauben" zuzurechnen sein, den Fowler zwischen dem 3. und 7 Lebensjahr ansetzt. Die Aneignung der Wirklichkeit ist in dieser Stufe deutlich gefühlsbetont, stark fantasiegefüllt, assoziativ und "egozentrisch", d.h. vom eigenen Standpunkt bestimmt. Kinder können in diesem Alter noch nicht "in die Schuhe eines anderen schlüpfen" und von dort her eine Sache betrachten. In ihrer Wahrnehmung und Deutung der Wirklichkeit mischen sich Vorstellung und Tatsachen, Gefühl und Wahrnehmung. Die Assoziationen sind überraschend und bestehen oftmals aus einer ganz eigenen Kombination von Eindrücken und Erlebnissen. Sie sind aber geprägt von dem Bemühen, einen eigenen Sinn in die Wahrnehmung zu bringen. Zwar entwickeln sich schon gewisse logische Operationen, doch sind diese noch nicht durchgängig miteinander verbunden. Das Bild der Wirklichkeit besteht aus Teilen, die noch nicht recht miteinander verknüpft sind. Für die meisten Kinder gehört Gott ganz selbstverständlich zur Wirklichkeit. Dieser Gott ist groß und mächtig. Er belohnt und bestraft, ohne dass man recht Einfluss auf ihn ausüben könnte. Gott wird überwiegend als ein Mann gesehen, der im Himmel wohnt und direkt in die Welt eingreift. Kinder erleben in diesem Alter Geschichten und Märchen als "reale" Wirklichkeit, die zusätzlich mit ihrer eigenen Fantasie aufgefüllt werden und ganz anders rezipiert werden können, als sie erzählt oder vorgelesen werden.

Dies wird gerade auch in der Rezeption von Wundergeschichten deutlich: Kinder haben in diesem Alter keine Schwierigkeiten mit den Wundern Jesu. Jesus wird von den meisten mit Gott identifiziert oder ganz nahe bei ihm gesehen. Jesus kann deshalb Unwetter mit den Händen beruhigen, über die Wellen gehen, ja sogar über sie hüpfen. Jesus kann zaubern, wenn es sein muss, sogar sich selbst wegzaubern. Man sieht: Die Wirklichkeit trägt fast märchenhafte Züge. Vieles wird zwar "rational" erklärt, es gibt aber auch überraschende, fantastische Veränderungen, die mit Gott zu tun haben. Bevor man eine solche Konstruktionsweise der Wirklichkeit als naiv belächelt, sollte man wissen, was dabei geschieht: Kinder spielen mit ihrer Fantasie, üben so ihre Kreativität und die Fähigkeit, Mögliches und Unmögliches zu erträumen!

Ganz besonders herausfordernd ist an dieser Sichtweise jedoch die Individualisierung von Wahrheit. Es ist nun nicht mehr davon auszugehen, dass Kinder sich die "eine wahre" Wirklichkeit aneignen. Es

entstehen vielmehr in ihren Köpfen unterschiedliche, individuelle Wirklichkeiten, die nebeneinander stehen und sich deutlich unterscheiden können. Wie kann man aber dann noch von Wahrheit sprechen?

Zwischen sieben und zwölf Jahren, also auch und gerade in der Grundschulzeit, rechnet Fowler mit dem *mythisch-wörtlichen Glauben*. In der Wirklichkeitsdeutung wird nun deutlich zwischen Tatsachen und Vorstellungen getrennt. Es wird untersucht und geprüft. Die eigenen Erfahrungen und Sinndeutungen werden nun in Erzählform gebracht. Die ganze Wirklichkeit besteht aus Geschichten. Definitionen, abstrakte Beziehungen werden nur bedingt verstanden. Wer ich bin, wie die Welt ist, wird durch Geschichten zum Ausdruck gebracht (mythisch). Alles was geschieht und wahrgenommen wird, wird nach einer strikten Gegenseitigkeits-Gerechtigkeit bewertet. Gut ist, wenn sich Tun und Ergehen direkt reziprok entsprechen. "Wie du mir, so ich dir!" Was zu dieser Regel nicht passt, ist falsch und wird abgelehnt. Das Gottesbild ist überwiegend menschlich. Gott orientiert sein Handeln am Tun der Menschen (Tun-Ergehens-Zusammenhang). Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg wird von den meisten Kindern deshalb abgelehnt oder im Sinne dieser Gerechtigkeit modifiziert. Symbolische Zeichen und Aussagen werden meist wortwörtlich verstanden. Der "Himmel" ist oben und der "Schatz im Acker" besteht aus einer Kiste mit Gold. Metaphorische Aussagen ("Das Himmelreich ist wie...") werden also nicht verstanden und rufen nur Kopfschütteln hervor.

Die Wunder Jesu werden weiterhin als plausibel angesehen. Doch ein "massiver" und "märchenhafter" Wunderglaube nimmt ab. Jesus und Gott werden deutlich voneinander unterschieden. Jesus ist nicht mehr "Superman", wohl aber ein besonderer Mensch mit besonderen Kräften. Für die jüngeren kann Jesus die Windrichtung ändern und so darauf einwirken, dass ein in Not geratenes Boot mit seinen Freunden ans Land getrieben wird. Für die Älteren hat Jesus auf jeden Fall besonders enge Beziehungen zu Gott. Wenn er zu Gott betet, dann greift Gott ein und rettet die Freunde Jesu, die ja auch seine Freunde sind. Man sieht: Die Wirklichkeit wird Schritt für Schritt "natürlicher", d.h. naturwissenschaftlicher "konstruiert". Doch wenn es eng wird und Menschen in Not geraten, ist Gott gefragt. Dieser greift jedoch nicht mehr direkt, sondern indirekt ein und nimmt dabei natürliche Prozesse in Anspruch. Auf jeden Fall muss es aber gerecht zugehen. So sollen Glaube und Naturwissenschaft in Einklang gebracht und Verlässlichkeit hergestellt werden. Auch diese Konstruktionsweise ist für das weitere Leben wichtig: Das Interesse an Gerechtigkeit dient dem Aufbau eines Lebensgefühls, in dem man weiß, wie man "dran" ist, sowie einem Selbstverständnis, dass keiner an sich einen Vorrang vor anderen hat.

In der Jugendzeit ab etwa zwölf Jahren aber auch darüber hinaus rechnet Fowler mit einem "synthetisch-konventionellen Glauben" - Überzeugungen, Meinungen, Beurteilungen sind von dem Wunsch und dem Bedürfnis getragen, zu anderen zu gehören, die persönlich wichtig sind und einem das Gefühl geben anerkannt zu sein (konventionell). Die Sicht der Wirklichkeit und das Gottesverständnis sind deshalb auch stark durch das Zwischenmenschliche bestimmt. Das eigene Selbstbild ist geprägt durch die Erwartungen und Ansichten "bedeutender anderer". Da es ein/e jugendliche/r immer mit mehreren bedeutenden anderen zu tun hat, zu denen er/sie gehören möchte, ist die Konstruktion der Wirklichkeit uneinheitlich, eine mehr oder weniger lockere Sammlung von Meinungen, deren Übereinstimmung noch nicht überprüft ist und manchmal sogar widersprüchlich sein kann (synthetisch). Der innere Grund für die prägenden Sichtweisen ist größtenteils dem Einzelnen unbekannt. Ein Nachdenken darüber hat noch nicht eingesetzt. Symbole werden jetzt im übertragenen Sinn verstanden, doch ihre Deutung ist von dem Wunsch nach Zugehörigkeit geprägt. Bevorzugt werden Deutungen, die die Zustimmung zu einer Gemeinschaft zum Ausdruck bringen.

Wunder Jesu verlieren in dieser Entwicklungsphase an Plausibilität. Sie entsprechen ja nicht mehr dem Weltbild vieler erwachsener Zeitgenossen, zu denen man gehören möchte. Anders wird es, wenn man in einer Gemeinschaft lebt und leben möchte, die große Stücke auf Wunder hält. Da sie erwachsen und nicht rückständig sein wollen, gehen viele Heranwachsende auf Distanz zur Bibel und gerade zu Wundergeschichten. Für die allermeisten werden Natur und Geschichte nun ganz immanent verstanden. Alles soll logisch-kausal erklärbar sein. Jesus kann noch Wunder tun, aber nur im Inneren der Menschen. Er macht Mut und weckt Hoffnung. Er gibt durch sein Engagement ein Beispiel für Hilfsbereitschaft und

Menschenfreundlichkeit. Man sieht: Die Wirklichkeit wird fortschreitend wissenschaftlich erklärt, aber zusätzlich gemäß sozialen Bindungen und persönlichen Beziehungen interpretiert. Auch diese Konstruktionsweise hat eine lebensgeschichtliche Bedeutung: Sie erfasst bewusst, wie wichtig Gemeinschaft und persönliche Beziehungen für menschliches Leben sind.

Und die Wahrheit?

Am Beispiel von Moritz wurde deutlich, dass Kinder die Welt auf ganz eigene Weise sehen und verstehen. Der Blick auf James Fowler und die Rezeption von Wundergeschichten zeigte, dass die individuelle Konstruktion von Wirklichkeit offenkundig allgemeineren Gesetzen folgt, die zudem der lebensgeschichtlichen Veränderung unterliegen. Die Frage ist, wie es um die "Wahrheit" solcher Konstruktionen steht.

Von keiner Aussage wird man sagen können, dass sie die Wirklichkeit tatsächlich abbildet. Dies gilt aber nicht nur von Heranwachsenden, sondern grundsätzlich. Sprache kann überhaupt nicht Wirklichkeit abbilden. Die Wahrnehmung von Wirklichkeit ist immer eine Art Konstruktion, die von subjektiven Perspektiven bestimmt ist, seien es Fantasien (wie sich das bei 5- bis 7-Jährigen zeigt), Gerechtigkeitsvorstellungen (bei den 7- bis 12-Jährigen) oder das Bedürfnis nach Zugehörigkeit (im Jugendalter). jedes Mal geht es um elementare Lebensthemen!

Auf keinen Fall kann man also Kindern ihre Sichtweise im Namen einer "objektiven" Wirklichkeit absprechen, denn auch sie verdankt sich bestimmten Prämissen und Vor-Entscheidungen. Sie will sich nur noch mit solchen Sachverhalten beschäftigen, die man "begreifen" und "manipulieren" kann. Gibt es dann überhaupt keine Wahrheit mehr?

Man könnte aufgrund von Joh 14,6 Wahrheit als "Weg zu einem wahren Leben" verstehen. Wahr wären dann solche Konstruktionen zu nennen, die Kindern zu einem "wahren Leben" helfen. Aber was ist wahres Leben? Im Sinne des evangelisch-reformierten Glaubens könnte man sagen: Wahr ist ein Leben dann, wenn es durch Freiheit und Liebe, durch Selbstständigkeit und Offenheit gekennzeichnet ist. Zu unterstützen wären dann solche Konstruktionen der Wirklichkeit, die Freiheit und Liebe befördern und gleichzeitig Abhängigkeit, Angst und Egoismus mindern. Zu vermuten ist, dass die Einübung von Fantasie und Träumen, die Ausbildung des Gefühls, in einer verlässlichen Welt zu leben und das Wissen um die große Bedeutung von Gemeinschaft und persönlichen Beziehungen dafür wichtige "Ressourcen" sind.

Christen glauben, dass der Glaube in die Wirklichkeit als Schöpfung Gottes, die Hoffnung auf das Reich Gottes als Ziel der Wirklichkeit Menschen die Kraft gibt, Leben und Welt so wahrzunehmen, dass sie darin aufrecht und den Menschen zugewandt gehen können.

Deutungen sind nicht Schall und Rauch. Sie wirken auf das Erleben, Urteilen und Handeln zurück und bestimmen, wie Menschen sich entwickeln!

Wenn aber all dies zutrifft, dann kommt dem Religionsunterricht eine wichtige Aufgabe in der Entwicklung eines Menschen zu.

Hartmut Rup

Seite 47-48

Opferfest am Heiligtum von Schilo (Silo) (zu UBst 1.2, 2.2 und 3.2)

Das in der Jugendgeschichte Samuels thematisierte Opferfest beschreibt die Kultsituation im 9. Jahrhundert v.Chr. Das beschriebene *Gemeinschaftsopfer* wird "sebach" genannt. Zu diesem für die Familie wichtigsten jährlichen Fest - es handelt sich wohl um das Ernte-Dankfest der vom Landbau lebenden Familie Elkanas, das aber an kein festes Datum gebunden war, sondern von jeder Familie individuell gefeiert wurde - ging man im Kreise der Familie zum ranghöchsten Heiligtum der Region und opferte dort ein Tier. Der Brauch, die (männliche) Erstgeburt unter den Tieren als Gemeinschaftsopfer zu schlachten, geht zumindest bis ins 10. Jh. zurück. Der eigentliche Opferherr war in Schilo - einem der

wenigen Tempel der vorstaatlichen Zeit - der Wallfahrer bzw. das Familienoberhaupt einer zum Heiligtum gereisten (Klein-)Familie. Das Opfertier (Schaf oder Rind) wurde von ihm unter Beachtung der priesterlichen Regeln geschlachtet und anschließend entsprechend dem Körperbau zerteilt. Diese Teile wurden dann, wahrscheinlich nach der Größe unterschieden, in vier verschiedenen Gefäßen in einer nahe dem Heiligtum gelegenen Halle gekocht und verzehrt. (Da die Kultteilnehmer an den Kultstätten teilweise übernachteten, müssen geeignete Bauten existiert haben.) Nach einer gewissen Zeit schöpfte man üblicherweise das Fett, das sich beim Kochen ausgelöst hatte und nun auf der Oberfläche der Kessel schwamm, ab, und ausschließlich der Priester "räucherte" es auf einem eigenen Räucheraltar im Freien. Nachdem auf diese Art der Gottheit das (nach semitischem Verständnis) Beste an dem Tier im Rauch übereignet worden war, konnten die Kultteilnehmer gemeinschaftlich das Tier "vor Gott" verspeisen. Jedes Familienmitglied erhielt seinen Anteil am Mahl. Außerdem wurde neben dem Fleisch auch Brot verzehrt und reichlich Wein getrunken.

Der Tempel selbst bot dem Einzelnen dagegen Raum für das Gebet. Jedem, auch Frauen, war der Zutritt gestattet. Aufgabe der Priester war es dabei allenfalls, auf einen ordnungsgemäßen Ablauf der einzelnen Vorgänge im Tempel zu achten. Dies macht die Ermahnung Elis für Hanna verständlich, die er für betrunken hält.

Gemäß dem Opfertarif in 1. Sam 2,13f hatten die Priester in Schilo einen Anspruch auf einen Teil des Gemeinschafts-Schlachtopfers, der an diesem Heiligtum eher durch den Zufall bestimmt wurde. Ein dem Priester zugeordneter Knabe hatte mit einem Dreizack in jeden der Töpfe zu stechen. Was er mit dem Gerät aufstach und herausholte, fiel dem Priester zu. In 1. Sam 2 wird als Missbrauch in Schilo der Anspruch des Tempelpersonals angeprangert, rohes Fleisch, das noch den eigentlich der Gottheit zustehenden Fettanteil besaß, als Priesterlohn erhalten zu wollen. Das Fett gehört jedoch ausschließlich der Gottheit, es war der Verfügungsgewalt der Menschen entzogen.

Im Gegensatz zum Schlachtopfer war das *Brandopfer* ein Ritus für eine Ausnahmesituation, für die man sich der Hilfe und des Beistandes Jahwes versichern wollte. Der "Duft" eines Brandopfers sollte Jahwe beschwichtigen, wie es z.B. am Ende der Sintflutgeschichte als von Noah vollzogen geschildert wird (1. Mose 8,21). Der älteste Text über ein Brandopfer ist die aus priesterlichen Kreisen um David stammende Verwerfungsgeschichte Sauls 1. Sam 10,8; 13,7b-15a. Da in der hier beschriebenen Situation "Gefahr im Verzuge" ist, vollzieht Saul das Brandopfer selbst, als ob es ein Schlachtopfer wäre, was ihm von den "Kultbeamten" als Frevel ausgelegt und als Grund für seine "Verwerfung" durch Gott gedeutet wird. Das Brandopfer muss sich im 9j. unter den Ba'al-Verehrern zunehmender Beliebtheit erfreut haben (vgl. die "Feuerprobe" Elias auf dem Karmel, deren Verschriftlichung jedoch aus der Jahwe-allein-Bewegung in späterer Zeit stammt). Die Sitte des Brandopfers ging allmählich immer mehr in den Jahwe-Kult ein. König Ahas stiftet im 8j. erstmals einen Brandopferaltar für das Jerusalemer Heiligtum. Die Übereignung eines ganzen Opfertieres an die Gottheit verstand man im damaligen Judentum als Zeichen besonderer Frömmigkeit. Im 8j. erlebte der Brandopfer-Kult eine Blüte, welche durch die Propheten (Amos, Jesaja) scharf kritisiert wurde. Sie forderten ein Gott wohlgefälliges Leben und das Tun der Gerechtigkeit statt sinnentleerter Opferrituale.

Das *Trankopfer* war an keinen heiligen Ort gebunden und konnte an jedem beliebigen Platz vollzogen werden. Als Trankopfer verwendet wurde auf jeden Fall Wein, vielleicht auch Bier oder Wasser. Opferfeste sind erst im 7j. eng mit dem Festkalender verbunden. Die Zentralisierung des Opferkultes auf den Tempel in Jerusalem hat große Wallfahrtsbewegungen zur Folge, wirkt vereinheitlichend und baut die Macht der Priester in der jüdischen Religion aus. Der Kult bekommt auch politische Funktion, denn das Heiligtum ist dem König unterstellt. Mit der Zerstörung des Tempels verliert auch der Opferkult an Bedeutung. Im Exil tritt die Thora-Observanz in den Mittelpunkt der religiösen Praxis.

Die Bundeslade

Was war die Lade?

Die so genannte Lade könnte eine Art Prozessionschrein gewesen sein, in welchem die Gläubigen ihr "Allerheiligstes" mit sich tragen. Solche Kultgegenstände sind nach Gerda Weiler in den altorientalischen Religionen belegt. Welchem Zweck die Lade diene, ob sie ursprünglich ein matriarchales Kultbild, den

Stier (das "Goldene Kalb"), barg und später in der patriarchalisierenden Überarbeitung der angebliche Platz für die Gesetzestafeln Moses wurde, kann nicht eindeutig belegt werden. "Alle Texte, die vom Antlitzjahwes und von der Lade handeln, sind verstümmelt" (Greßmann). "Der Schluss drängt sich mit Gewalt auf- Demnach enthielt die Lade ein goldenes Kalb als Jahwebild, erst nach späterer Überlieferung die mosaichen Gesetzestafeln." Wallfahrt und Prozessionsschrein in der Aarontradition setzen den Tempel voraus, in dessen Allerheiligstem der Gott während seiner Unterweltsfahrt wohnt. "Er will im Dunkeln wohnen" (1. Kön 8,12), weiß Israel von seinem Gott. Die ägyptischen, phönizischen und babylonischen Tempel sind für ihr lichtloses Adyton bekannt. Aus dem Dunkeln bricht auch der matriachale JHWH wieder hervor, wenn seine Zeit gekommen ist. Zur Feier seiner Wiedergeburt wird das Standbild des Gottes errichtet. Die Lade dient nun als Podest für das Götterbild, das die festliche Gemeinde jubelnd begrüßt.

Die Lade der Exodus-Tradition sieht anders aus: "Die Motive, mit denen die Wände geschmückt waren, stammten offensichtlich aus Ägypten." (Steve) Und diese auffällige Übereinstimmung veranlasst den Forscher, ein Bild des Sarkophags Tut-ench-Amuns dem Bibeltext gegenüberzustellen, der die Lade beschreibt. Die Entsprechungen sind tatsächlich derart verblüffend, dass man sich fragen muss, ob das Vorbild für die Bundeslade womöglich ein Sarg gewesen sein könnte. Diese Überlegung hat wieder andere Forscher veranlasst, "die Lade Jahwes mit dem Sarg Josefs identifizieren zu wollen..." (Greßmann); denn die Bibel berichtet, die Mumie Josefs sei durch die Wüste ins heilige Land Kanaan gebracht worden."

Die Gestaltung der Lade mit den beiden geflügelten Wesen, den Keruben, in Nachahmung des Sarkophags aus dem Grabe Tut-ench-Amuns führt wie das Stiermotiv zum matriachalen Göttin-Kult zurück, den auch das frühe Israel bis weit in die Königszeit pflegte. Auch der von Salomo errichtete JHWH-Tempel in Jerusalem, wo die Lade im "Allerheiligsten" ihren Platz fand, muss nach Art des ugaritischen Ba'alsTempels ausgestattet und eingeweiht worden sein. Stiere als Symbol männlicher Stärke, geflügelte Wesen als Symbol der Gottheit sowie Granatäpfel als Symbol der Liebe (Heilige Hochzeit) Ausstattungsstücke des JHWH-Tempels - gehörten zuvor im ganzen Alten Orient zum Kult der Göttin.

Die Bedeutung der Lade-Erzählung

Die Lade-Erzählung im Samuel- und in den Königsbüchern wurde nach Annemarie Ohler in die SamuelGeschichte eingefügt, um zu erklären, warum das Königtum notwendig wurde. Die Lade muss ein Symbol für Jahwes Gegenwart bei den kriegerischen Auseinandersetzungen der Stämme gewesen sein. Der Verlust der Lade und die Zerstörung des Heiligtums in Schilo muss eine enorme Erschütterung ausgelöst haben, sodass der Neuanfang mit dem Königtum eine notwendige Folge war.